

IX. Theodor Fontane: *Der Stechlin*

Realismus

Die Literatur des Realismus lässt sich als Fortführung des romantischen Erzählens unter erschwerten Bedingungen verstehen: Während romantische Poesie die Differenz zur Wirklichkeit durch Selbstreferenzialität und Motive des Wunderbaren (= empirisch Unmögliches) aufzeigt, bemüht sich realistische Literatur um eine Ästhetisierung bei scheinbar größter Wirklichkeitsnähe (unter den Bedingungen der Lebenswelt).

Charakteristisch für realistisches Erzählen ist eine konsequente Mimesis (= strenge Kausalität), eine auktoriale (zentralperspektivische) Erzählsituation und die Trivialität gegenwartsbezogener Stoffe. Die Stilisierung des Textes wird insbesondere durch eine symbolische Aufladung des Erzählten erreicht: Z. B. kann die Schilderung der maroden Schaukel in *Effi Briest* (1896) als bildlich-indirekte Vorausdeutung auf Effis unglückliche Zukunft gelesen werden. Auch das Herstellen von Korrespondenzen durch die vielfältige Variation eines zentralen Motivs ist im Realismus eine verbreitete Ästhetisierungsstrategie (z. B. Ehebruch in *Effi Briest*). Für das Textverständnis ist das bewusste Erkennen der symbolischen Konnotationen nicht zwingend notwendig, so dass realistische Werke leicht lesbar sind.

Theodor Fontane: *Der Stechlin* (1898)

Für realistische Romane ist ein erzähltechnisch zwangloses Hineingleiten in die Handlung durch eine heranzoomende Beschreibung des wirklichkeitskonformen Handlungsraumes charakteristisch. Die poetische Stilisierung des Erzählten wird besonders am real existenten Stechlin-See deutlich, der angeblich durch einen aus dem Wasser aufsteigenden roten Hahn weltweite Vulkanausbrüche anzeigt (diese fiktive Ergänzung Fontanes ist eine Übertragung der altitalischen Sage um den Lago d'Averno bei Neapel, bei dem in der Antike ein Eingang zur Unterwelt vermutet wurde, auf den Stechlin-See in der Mark Brandenburg). Die poetische Überhöhung durch Ironie ist für Fontanes Roman ebenso typisch wie die ereignisarme Handlung: Abenteuerliches, Konflikte oder eine Charakterentwicklung werden nicht thematisiert. Stattdessen wird der zeitgeschichtliche Problemhorizont aufgegriffen, indem zwei gegensätzliche, aber harmonische Handlungsräume (Tradition/Land/Aristokratie vs. Innovation/Stadt/Sozialdemokratie) im gegenwärtigen Preußen angesiedelt sind.

Geschichte des Romans

Zitate

Theodor Fontane: *Effi Briest* (1896)

»Fronthaus, Seitenflügel und Kirchhofsmauer bildeten ein einen kleinen Ziergarten umschließendes Hufeisen, an dessen offener Seite man eines Teiches mit Wassersteg und angekettetem Boot und dicht daneben einer Schaukel gewahr wurde, deren horizontal gelegtes Brett zu Häupten und zu Füßen an je zwei Stricken hing – die Pfosten der Balkenlage schon etwas schief stehend.«¹

Carl Spitzweg an den Bruder Eduard (Berchtesgaden, 15. July 1836)

»Jede Linie mit Verstand, alles durchdacht, das Uninteressante interessant [...].«²

Novalis: *Vorarbeiten zu verschiedenen Fragmentsammlungen* (1798)

»Die Welt muß romantisirt werden. So findet man den urspr[ünglichen] Sinn wieder. Romantisiren ist nichts, als eine qualit[ative] Potenzirung. Das niedre Selbst wird mit einem bessern Selbst in dieser Operation identificirt. So wie wir selbst eine solche qualit[ative] Potenzenreihe sind. Diese Operation ist noch ganz unbekannt. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe so romantisire ich es - Umgekehrt ist die Operation für das Höhere, Unbekannte, Mystische, Unendliche - dies wird durch diese Verknüpfung logarythmisirt - Es bekommt einen geläufigen Ausdruck, romantische Philosophie. Lingua romana. Wechselerhöhung und Erniedrigung.«³

Theodor Fontane an Adolf Hoffmann (Briefentwurf, ca. Mai/Juni 1897)

»Zum Schluß stirbt ein Alter, und zwei Junge heiraten sich; – das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht. Von Verwicklungen und Lösungen, von Herzenskonflikten oder Konflikten überhaupt, von Spannungen und Überraschungen findet sich nichts.

Einerseits auf einem altmodischen märkischen Gut, andererseits in einem neumodischen gräflichen Hause (Berlin) treffen sich verschiedene Personen und sprechen da Gott und die Welt durch. Alles Plauderei, Dialog, in dem sich die Charaktere geben, und mit ihnen die Geschichte. Natürlich halte ich dies nicht nur für die richtige, sondern sogar für die gebotene Art, einen Zeitroman zu schreiben,

1 Fontane, Theodor: *Effi Briest*. In: Fontane, Theodor: *Sämtliche Werke. Romane, Erzählungen, Gedichte*. Herausgegeben von Walter Keitel. Vierter Band. Darmstadt 1963, S. 7-296, hier S. 7.

2 Carl Spitzweg an den Bruder Eduard; Berchtesgaden, 15. July 1836. In: *Der unbekannt Spitzweg Eine Bild aus der Welt des Biedermeier. Dokumente. Briefe. Aufzeichnungen*. Mitgeteilt von Wilhelm Spitzweg. München 1958, S. 73-74, hier S. 74.

3 Novalis: *Vorarbeiten zu verschiedenen Fragmentsammlungen*. 1798. In: Novalis. *Werke, Tagebücher und Briefe* Friedrich von Hardenbergs. Herausgegeben von Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel. München – Wien 1978, S. 311-424, hier S. 334.

Geschichte des Romans

bin mir aber gleichzeitig nur zu sehr bewußt, daß das große Publikum sehr anders darüber denkt [...].«⁴

Theodor Fontane an Carl Robert Lessing (Karlsbad, 8. Juni 1896)

»Im Winter habe ich einen politischen Roman geschrieben (Gegenüberstellung von Adel, wie er bei uns sein *sollte*, und wie er *ist*).«⁵

Theodor Fontane: *Der Stechlin* (1898)

»Dubslav von Stechlin, Major a. D. und schon ein gut Stück über Sechzig hinaus, war der Typus eines Märkischen von Adel, aber von der milderen Observanz, eines jener erquicklichen Originale, bei denen sich selbst die Schwächen in Vorzüge verwandeln. Er hatte noch ganz das eigentümlich sympathisch berührende Selbstgefühl all derer, die ›schon vor den Hohenzollern da waren‹, aber er hegte dieses Selbstgefühl nur ganz im stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, so kleidete sich's in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinem ganzen Wesen nach überhaupt hinter alles ein Fragezeichen machte. Sein schönster Zug war eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende Humanität, und Dünkel und Überheblichkeit (während er sonst eine Neigung hatte, fünf gerade sein zu lassen) waren so ziemlich die einzigen Dinge, die ihn empörten. Er hörte gern eine freie Meinung, je drastischer und extremer, desto besser. Daß sich diese Meinung mit der seinigen deckte, lag ihm fern zu wünschen. Beinah das Gegenteil«⁶

»Und nun, lieber Pastor, noch einmal das eine. Morgen früh zieht das junge Paar in das alte Herrenhaus ein, meine Schwester und mein Schwager. Erinnern Sie sich bei der Gelegenheit unsres in den Weihnachtstagen geschlossenen Paktes: es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe

der Stechlin.«⁷

»Das Leichte, das Heitre, das Sprunghafte, das die junge Gräfin in jedem Wort zeigte, das alles war ihr eine fremde Welt, und daß ihr eine innere Stimme dabei beständig zuraunte: ›Ja, dies Leichte, das du nicht hast, das ist das Leben, und das Schwere, das du hast, das ist eben das Gegenteil da-

4 Theodor Fontane an Adolf Hoffmann (Entwurf); Berlin, Mai/Juni 1897. In: Fontane, Theodor: Werke, Schriften und Briefe. Herausgegeben von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. Abteilung IV: Briefe. Vierter Band: 1890/1898. Herausgegeben von Otto Drude und Helmuth Nürnberger unter Mitwirkung von Christian Andree. München 1982, S. 649-650, hier S. 650.

5 Theodor Fontane an Carl Robert Lessing; Karlsbad, 8. Juni 1896. In: Fontane, Theodor: Werke, Schriften und Briefe. Herausgegeben von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. Abteilung IV: Briefe. Vierter Band: 1890/1898. Herausgegeben von Otto Drude und Helmuth Nürnberger unter Mitwirkung von Christian Andree. München 1982, S. 561-562, hier S. 562.

6 Fontane, Theodor: *Der Stechlin*. In: Fontane, Theodor: Sämtliche Werke. Romane, Erzählungen, Gedichte. Herausgegeben von Walter Keitel. Fünfter Band. Darmstadt 1966, S. 7-388, hier S. 9f.

7 Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 388.

Geschichte des Romans

von« – das verdroß sie. Denn trotzdem sie beständig Demut predigte, hatte sie doch nicht gelernt, sich in Demut zu überwinden. So war denn alles, was über ihre Lippen kam, mehr oder weniger verzerrt, ein Versuch zu Freundlichkeiten, die schließlich in Herbigkeiten ausliefen.«⁸

»Im Norden der Grafschaft Ruppın, hart an der mecklenburgischen Grenze, zieht sich von dem Städtchen Gransee bis nach Rheinsberg hin (und noch darüber hinaus) eine mehrere Meilen lange Seenkette durch eine menschenarme, nur hie und da mit ein paar alten Dörfern, sonst aber ausschließlich mit Förstereien, Glas- und Teeröfen besetzte Waldung. Einer der Seen, die diese Seenkette bilden, heißt »der *Stechlin*«.«⁹

»Und wie denn alles hier herum den Namen Stechlin führte, so natürlich auch der Schloßherr selbst. Auch *er* war ein Stechlin.«¹⁰

»Etliche hundert Jahre zurück stand hier ein wirkliches Schloß, ein Backsteinbau mit dicken Rundtürmen, aus welcher Zeit her auch noch der Graben stammt, der die von ihm durchschnittene, sich in den See hinein erstreckende Landzunge zu einer kleinen Insel machte. Das ging so bis in die Tage der Reformation. Während der Schwedenzeit aber wurde das alte Schloß niedergelegt, und man schien es seinem gänzlichen Verfall überlassen, auch nichts an seine Stelle setzen zu wollen, bis kurz nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. [= 1713 = Vater Friedrichs des Großen; Anm. A.M.] die ganze Trümmermasse beiseitegeschafft und ein Neubau beliebt wurde. Dieser Neubau war das Haus, das jetzt noch stand. Es hatte denselben nüchternen Charakter wie fast alles, was unter dem Soldatenkönig entstand, und war nichts weiter als ein einfaches Corps de logis, dessen zwei vorspringende, bis dicht an den Graben reichende Seitenflügel ein Hufeisen und innerhalb desselben einen kahlen Vorhof bildeten, auf dem, als einziges Schmuckstück, eine große, blanke Glaskugel sich präsentierte. Sonst sah man nichts als eine vor dem Hause sich hinziehende Rampe, von deren dem Hofe zugekehrter Vorderwand der Kalk schon wieder abfiel. Gleichzeitig war aber doch ein Bestreben unverkennbar, gerade diese Rampe zu was Besonderem zu machen, und zwar mit Hilfe mehrerer Kübel mit exotischen Blattpflanzen, darunter zwei Aloes, von denen die eine noch gut im Stande, die andre dagegen krank war. Aber gerade diese kranke war der Liebling des Schloßherrn, weil sie jeden Sommer in einer ihr freilich nicht zukommenden Blüte stand. Und das hing so zusammen. Aus dem sumpfigen Schlossgraben hatte der Wind vor langer Zeit ein fremdes Samenkorn in den Kübel der kranken Aloe geweht, und alljährlich schossen infolge davon aus der

⁸ Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 252f.

⁹ Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 7.

¹⁰ Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 9.

Geschichte des Romans

Mitte der schon angegelbten Aloeblätter die weiß und roten Dolden des Wasserliesch oder des *Butomus umbellatus* auf. Jeder Fremde, der kam, wenn er nicht zufällig ein Kenner war, nahm diese Dolden für richtige Aloeblüten, und der Schlossherr hütete sich wohl, diesen Glauben, der eine Quelle der Erheiterung für ihn war, zu zerstören.«¹¹

»Das mit dem Wasserstrahl, das ist nur das Kleine, das beinah Alltägliche; wenn's aber draußen was Großes gibt, wie vor hundert Jahren in Lissabon, dann brodelts hier nicht bloß und sprudelt und strudelt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein«¹².

»Ganz oben eine Plattform mit Fahnenstange, daran die preußische Flagge wehte, schwarz und weiß, alles schon ziemlich verschlissen.

Engelke hatte vor kurzen einen roten Streifen annähen wollen, war aber mit seinem Vorschlag nicht durchgedrungen. »Laß. Ich bin nicht dafür. Das alte Schwarz und Weiß hält gerade noch; aber wenn du was Rotes dran nähst, dann reißt es gewiß.«¹³

[Adelheid:] »Sie sind ein Zeichen von Ungehörigkeit und Verkehrtheit. Und ob du nun lachen magst oder nicht – denn an einem Strohalm sieht man eben am besten, woher der Wind weht –, sie sind ein Zeichen davon, daß alle Vernunft aus der Welt ist und alle gesellschaftliche Scheidung immer mehr aufhört.«¹⁴

»Hie und da wächst ein wenig von Schilf und Binsen auf, aber kein Kahn zieht seine Furchen, kein Vogel singt, und nur selten, dass ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Alles still hier. Und doch, von Zeit zu Zeit wird es an eben dieser Stelle lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Aschenregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch *hier*, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe.«¹⁵

»Da ist dieser Wörishofener Pfarrer – er sucht nicht die Menschen, die Menschen suchen ihn. Und wenn sie kommen, so heilt er sie, heilt sie mit dem Einfachsten und Natürlichsten. Übertragen Sie

11 Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 8f.

12 Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 7.

13 Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 14f.

14 Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 352.

15 Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 7.

Geschichte des Romans

das vom Äußern aufs Innere, so haben Sie mein Ideal. Einen Brunnen graben just an der Stelle, wo man gerade steht. Innere Mission in nächster Nähe, sei's mit dem Alten, sei's mit etwas Neuem.«¹⁶

»»Also mit dem Neuen«, sagte Woldemar, und reichte seinem alten Lehrer die Hand.

Aber dieser antwortete: »Nicht so ganz unbedingt mit dem Neuen. Lieber mit dem Alten, soweit es irgend geht, und mit dem Neuen nur, soweit es muß.«¹⁷

16 Fontane: *Der Stechlin* (Anm 6), S. 31.

17 Fontane: *Der Stechlin* (Anm 5), S. 31.